

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanstengel.



No. 592. Wenn ich so den Philipp, was mein Hossband ist, mit annere Männer tomphre duhn, dann muh ich mich immer ärgern. Der Philipp duht nit e bissche drum gewore, wie er ausgude duht. Den ganze Dag lauft er in e Suht erum, wo mehbie dreihig Jahr zuriud emal e Suht gewese is. Ich sehn ja immer dazu, das alles gemendet is, amwer dieselwe Zeit is sein Rohi un sei Behnts so scheinte, das mer denke konnt, er deht se sich jeden Dag mit Besten einrobbe. Er hat noch e gute Suht, wo amwer auch schon in Steil war wie der Hb Vintoln for President gelaufe is. Ich hen schon daufentmal zu ihn gesagt, er sollt doch e wenig mehr aus sich mache un sollt nit immer so raded erumlaufe. Ich hen gesagt: „Ein Mann wie du, wo es erfordern kann, der sollt immer tipptapp ausgude un nit wie en Tramp aussehn. Warum laht du dich nit e paar Substder mache un laufft dich e diesente Hut un Redei un e paar diesente Schubs. Die Schuh wo du wehre duht, die sin fiehs un wenn du emal ein von den Sett an den Seitwagt sehn deht lasse deht jedes wo paffe duht, den Hals brede un du deht wege Obfirodschen von den Seitwagt erretet werde. Wei, wenn du in den Ruhm bist, kann ja kein Mensch an dich vorseikomme, mit- aus amwer deine Fiehz zu stolpere. Sei doch emal en Sport.“

Wie ich den schöne Spietsch zu ihn gehalte hen, da hat er gesagt: „Kau, Lizzie, lueh hier, es is tschoft den Weg. In Fädt duhn ich den Stoff gar nit brauche. Wo gehn ich denn hin? Ich gehn dann un wann emal zu for gewore wolke? zwanzig Cents! Un so eddes rufft du e feines Stüd Möbel? Wei, ich sage dich reit hier, das wenn du dich nit e paar diesente Suht taufe duht, das ich nie nit mehr en Stepp mit dich an die Stritt gehn; noch nit in e Affelheater gehn ich mit dich. Ich gleiche, wenn en Mann e wenig Niffie ausgude duht un in die erschte Wn, wenn en Mann so gutgudig is wie du.“

Da hen ich das rechte Wort ge- jucht. Wie der Philipp das gehört hat, das er gutgudig is, hat er ge- scheidt un gesagt: „Well, Lizzie, wenn du deute duht, das ich e Suht brauche, dann will ich gehn un will mich en neue Auffitt laufe.“ Das is der Stoff“, hen ich gesagt, „tauf dich eddes schönes un steiliches, bitahs du duht es schuhr genug niebe un ich will dich auch for den Kieles gleich hier sage, das ich bei „schönes Stüd Mö- bel“ dem Behperrecksmann for zwanzig Cents verkauft hen.“ „Wummen“, hat er gehalten, un is ganz weih in sei Fiehs geworde, „das hast du schuhr gedahn? Well, das duht amwer doch einiges biete!“ Dann is er fort un e paar Stunde später is er widder come un ich kann Ihne sage, ich hen ihn vuttinier nit mehr gekannt. Er hat seine neue Suht un en neue Hut un neue Schu“ un in Fädt alles neu von omwo vis unne angehabt. Er hat schnell gequdt. Seine Suht war ganz in den neue Steil: die Behnts leit un die Kofis forz un unne an die Behnts hat er Kofis gehabt. Dazu hat er Tahn Adsfords angehabt un hellblaue openwort Sads. Sein Hut war en sahfte Feltbut wo mer einiger Schepf gewore kann un wo immer in Steil is. Ich hen mich gar nit fatt an den Feller sehn konne. „Zeh gleich ich dich; wenn die Koller von dein Suht e wenig dunkler wär instett von leit geh un deine Sads auch e wenig dunkler wär, dann hätt ich gar nids auszufse. Bei Galle, der Wedesweil- er un dein Bofsch die wern amwer die Auge aufreife! Ei bettschuh, die sin fot schellus, das se hofte amwer du tanftst se ja sage, du hättst endlich emal deine Frau gepfest un dann sin se schuhr genug fättisheit.“ Well, der Philipp hat die Tschensich auch gang gut aealtch un weil es doch puttinier Zeit for ihn war, for zu den Wedes- weiler zu gehn, da is er kleiner gleich

gange. Ich hen mein Meind aufge- macht, den Abend auf zu sehn bis er heimkomme deht un wenn ich bis zum nächste Morgen hätte warte müsse. Ich hen doch unner alle Zirkumstanzes höre müsse, was se zu den Philipp sage dehte.

Well, da kann mer widder emal sehn, was es doch for ungebildete Mensch gewore duht! Ich hen noch keine halwe Stunde zu warte brauche, da hen ich mit einmal nächst Dohr bei den Wedesweiler e Kommohschen ge- hört. Ich hen den Fenster enaus ge- gude un da hen ich gesehn, wie den Wedesweiler seine Diehr aufgerisse is worde un gleich drauf is en Feller eraus gefloge komme bis an die Mit- tel von die Stritt un dort is er hin- gefalle. Da hen ich erst gesehn, das es mein Philipp war! Er is dann heim komme un hat gegudt, als wenn er dorch e Dresching Maschin komme wär. Seine ganz Suht war verrisse un er hat gesagt, die Fellers hätte ihn ganz schrecklich verhammatst. Der Wedesweiler hätt gesagt, er woltt kein Duhd un kein Maltstattel in sein Plag hen, espeschelle, wenn keine Mästerehd wär. Wenn er nit als en diesenter Mann komme konnt, dann sollt er fort bleime un dann hätte se ihn enausgeschimffe. Well, Mister Ebithor, was sage Se zu so Raubies? Mit allerhand Achtung Yours

Lizzie Hanstengel.



Verfälscher: „Und da erzählen sie, deunten im Hotel, das wäre eine leichte Person!“



Vermieterin: Ein rechter Lump, mein Zimmerherr! Zerrecht die Stiefeln, bes vor sie bezahlt had!



Strolch: „Es ist wirklich Zeit, das mein Hut mal eine Entsetzungdur durch- macht!“

Etwas noch Schöneres. Er: „Kannst Du Dir, liebe Frau, etwas Schöneres denken, als so Hand in Hand durch's Leben zu gehen?“ Sie: „O ja, zu fahren!“

Angewandtes Sprichwort. „Wie! Sie rauchen nicht, spielen nicht, trinke nicht — womit bringen Sie denn den Tag herum?“ „Ich dichte und musizire!“ „Ja ja, Mühsiggang ist aller Laster Anfang!“

Marokkanische Mißwirthschaft.

(Dr. Rene Pridot in „Münch. N. Nachr.“) Der erste bestimmte, stabile Ein- bruch, den ein tieferer Blick in die marokkanischen Kulturen hinterläßt, ist dieser: So kann es nicht ewig weiter- gehen! Fürs erste freilich glaubte man sich der Freiheit mitreuen zu dürfen, die da dem Handel und Wan- del der Herren Europäer keine Schran- ken setzt. Man fühlte sich nicht ohne Stolz keinem schwarzen, rothgedigen Schutzmann unterthan u. nur seinem Konsul verantwortlich. Jede Natio- nalität bildet so gewissermaßen einen Staat im Staate, und darüber gibt's außer der guten europäischen Cour- toisie, die so weit von der Quelle keine absolute Wirksamkeit mehr beizien dürfte, keine unbedingte Zentralge- walt.

Der gute Marokkaner ist hier voll- ständig ausgegallert. Und das ist ge- wiß sehr löblich. Er ist Mittel und Werkzeug, allenfalls als Körper be- schiedenes wirtschaftliches Subjekt. Er hat sich auch, wenigstens in den großen Handelszentren, reflexlos in diese Rolle eingelebt und wird dort keinem Europäer mehr gefährlich. Von der Internationalisierung Marokkos durch die Algeirasatte kommt manches Lebel her. Sie war wohl auch für alle Weltfächigen nie mehr als ein Provisorium, der Nothausweg aus einem schweren europäischen Kon- stit. Aber der Zukunft Marokkos kann jenes Abkommen in seiner der- zeitigen Form schwerlich dauerhafte Wege bauen. Geschadet hat es bis- her wohl auch nicht viel. Denn da gab es nichts mehr zu verderben! Aber die marokkanische Mißwirthschaft ward dadurch nicht gebrochen, sondern viel- mehr unter den trefflichen Schutz in- ternationaler Eifersucht gestellt.

Damit hängt meines Erachtens auch all das eng zusammen, was ich auf Schritt und Treit hier höre: all die berechtigten Klagen deutscher Kaufleute, ihr Nothfrei nach Ord- nung, nach Gerührlistung ihrer be- nachteiligten Interess., kurz all das, worum heute in Berlin gekämpft und gefeilt wird.

Diese marokkanische Mißwirthschaft ist im altherwürdigen Scherenschnitt organisch festgewurzelt. Marokko ist überhaupt kein Staat und der hochlöb- liche Maghzen, mit Respekt gesagt, überhaupt keine Regierung. Man braucht einige Zeit und reichliche Be- lehrung, um dieser einzigartigen staatsrechtlichen Begriffsverwirrung, dieser systematischen Systemlosigkeit ins Herz zu schauen. Aber wenn man erst das ganze große und kleine Leben hierzulande überhaut, dann fühlt man umso klarer: das ist marokkani- sche Logik!

Ich will versuchen, eine kleine Vor- stellung davon zu geben:

Der sog. Maghzen, der bis ins neunte Jahrhundert, auf Muley Is- ris, den Erbauer der Hauptstadt Fez, zurückreicht, ist selbst nichts fest De- finiertes, sondern das Sammelfurium all der Gewalt und Untergewalt, die sich um die letzten Endes bloß religiöse, hohepriesterliche Zentralge- stalt des Sultans gruppieren. Er führt eine höchst veränderliche, präfäre, relative Existenz. Und doch ist er schier das einzig Greifbare und Wäg- bare im marokkanischen Staatsleben! Er lebt gewissermaßen von der Hand in den Mund, nach Maßgabe seiner jeweiligen Machtmittel zur Eintrei- bung mehr oder minder reichlicher Steuern in einem Land, dem jedes bindende Nationalgefühl abgeht und dem selbst des Islams beste Kraft, der heilige, fanatische Glaube, mehr und mehr verloren ging.

Und wie sehr sich die Bevölkerung ethnisch zusammen?

Da kämpft die kaum noch erhaltene Rassenreinheit mit der rassenindlichen Vorliebe für Negerweiber, der arabi- sche Kommunismus mit dem Partiku- larismus der Berber, und längs der Küste wandeln sich die alten Bräuche trotz aller fatalistischen Apatie mehr und mehr unter europäischen, zumal spanischen oder algerisch-französi- schen Einflüssen. In diesem Staate aber, dessen Geschichte sich als ununterbro- chene Fehde zwischen den einzelnen Stämmen, ja sogar zwischen den kleinsten, vorstarrigen Volkseinheiten, den „Duars“, darstellt, und wo es an jedem vollstredenden Rechtsmittel zur Eintreibung der für einen geordneten Staatsbetrieb unerlässlichen Steuern fehlt, wird die Staatsgewalt selber schließlich zum obersten Räuber!

Jede Steuereintreibung wird zur Erpressung, zur bewaffneten Razzia. Wer sich zum Auftruh zu schwach fühlt, wird ausgepreßt! Das geht so:

Wenn der Sultan und sein Hof Geld brauchen — und das ist bei so vielbe- weiten Herren stets der Fall! — dann wendet er sich an die Stammeshaupt- linge, die Raids. Es wird gleich eine bestimmte, möglichst hochgegriffene Summe festgelegt. Erscheint dem Raib der bewaffnete Widerstand — den er sonst regelmäßig vorziehen wür- de! — aussichtslos, dann wendet er sich an die Begüterten seines Stammes und fordert von ihnen das Doppelte von dem, was er einzuliefern hat. Den Ueberküh schickt er in die eigene Tasche. Kommt er aber einmal in den Verdacht, irgendwo Reichthümer ver- graben zu halten, dann läßt ihn der Sultan einsperren, bis er das heim- liche Versteck seiner Goldkammer ver- rät. Und genau wie der Sultan dem

Raid, so macht es der Raib den ver- meintlich Begüterten seines Stammes. Und deshalb ist es in Marokko höchst gefährlich, den Verdacht der Wohlha- benheit zu erwecken. Und deshalb soll es da millionenreiche Juden geben, die wie Bettler durch die Straßen schleichen.

Diese Verhältnisse haben sich in den europäisch beherrschten Städten gewiß wesentlich gebessert. Eine durchgrei- fende Reform hat aber das internatio- nale Eifersuchtsregime bisher nicht durchzuführen vermocht. Ein Korrek- turum ist ihm allerdings in dem sog. Protektionswesen der Senfate und Mochalaten erwachsen, mit dem die fremde Einmischung praktisch eingesezt hat. Doch läßt sich diese Frage nur in anderem Zusammenhang eingehender untersuchen. Es ist dies bis heute das einzige Mittel für die Europäer, ihren marokkanischen Geschäftsfreun- den und Angestellten die unerläßliche ökonomische und persönliche Sicher- stellung zu erwirken. Und das ist eine der wesentlichsten Grundlagen europäi- schen Geschäftsbetriebs im Scherens- schnitt. Daß nun aber um diese Frage allerlei politische Streitereien entbren- nen mußten, liegt nur zu nahe. Denn hier, in diesem kaum erschlossenen Neu- land, sind politische und wirtschaftli- che Einfluß notwendig aufs engste verknüpft. Und so zieht das wirth- schaftliche Problem überall das politi- sche nach sich.

Die Frage wurde deshalb brennend, weil eine einzelne Nation im Begriff stand, das politische Problem Marok- kos in seiner Hand zu monopolisieren. Keine zweite Nation ist mit einer so weitreichenden, vollbewußten, ausge- sprochen politischen Absicht an Marok- ko herangekreten wie Frankreich. Ihm schreibt sich langem die — für die spe- zieller Interessierten höchst realistische, für die öffentliche Meinung aber vor- wiegend sentimentale, von der Seh- such nach neuem Waffenruhm getra- gene — Idee eines großen nordafrika- nischen Kolonialreiches vor und lang- sam, unter der Hand ging es an die Durchführung. Die einzelnen Etap- pen hier aufzuzählen, würde zu weit führen. Den Franzosen stand dabei die sehr ausgiebige algerische Erfah- rung zur Seite und die Algeirasatte blieb ein autorisiertes Hinderniß. Sie gehört in die Kategorie jener Verträge, die geschlossen zu sein scheinen, um übertritten zu werden. Algeiras gab den Franzosen — zusammen mit den Spaniern — politische Vorrechte, denen die Auflage der offenen Thür und wirtschaftlichen Gleichberechtigung nicht viel Abbruch thun konnte. Denn was ist die schönste Verpflichtung werth, wenn es eine greifbareren Verant- wortlichkeit fehlt? Derantwortlich blieb nach wie vor höchstens der gute Sul- tan!

Den ihnen zugebilligten politischen Einfluß benutzten die Franzosen in naheliegender Weise, um ihrem Handel unter die Arme zu greifen. Das ge- schah freilich weit mehr inoffiziell als offiziell. Sie durchsetzten die Staats- monopole und öffentlichen Arbeiten mit französischen Beamten, die freilich in mancher Hinsicht auch zum Heile des nichtfranzösischen Handels Ordnung schufen, andererseits aber auch eine Vor- zugsstellung der französischen Interessen für selbstverständlich hielten. Zumal, da eine wirksame internationale Kon- trolle schwer durchführbar ist und die französische Regierung offiziell unver- antwortlich bleibt. Der Maghzen aber versteht sich jeder Beschwerde gegenüber wunderbar auf die erprobte Taktik der endlosen Verschleppungen.

Vielleicht bietet sich mir Gelegenheit, an einzelnen dem Leben abgelaufenen praktischen Fällen das geheime Räde- werk dieser Mißwirthschaft näher zu beleuchten. Hier sollte nur das Pro- blem großzügig umrissen und auf sei- nen Kern hin präzisiert werden. Und der heißt nicht in erster Linie Theilung des Landes in wirtschaftlich-politische Einflusssphären. Das ist ein Weg zum Ziel, und gewiß kein schlechter. Aber es gibt deren wohl noch andere, die man wohl zur Zeit in Berlin er- wägt. Das Wesentliche aber ist die Schaffung wirksamer moderner Ver- antwortlichkeiten und greifbarer wirth- schaftlicher Garantien.

Der Wein von 1911.

Schon wandelt durch viele Bemar- tungen im Rhingau der Gemeindegie- ner mit der Schelle und verklist die Bekanntmachung, daß von jetzt ab das Betreten der Weinberge durch Kinder, Handwerksburschen und Touristen ver- botten ist. Nach eine Woche oder zwei, und dann tritt die große Sperre ein, deren Zeitpunkt vom Herbstausbruch beschlossen wird. Das ist ein Ausschluß, der sich in jeder Gemeinde aus den be- deutendsten Weinbergbesitzern bildet und dessen Vorstz der Bürgermeister hat. Dann werden bis zur Lese die Wege und Zugänge zu den Weinbergen durch Bretter, Leitern, Stangen, Dornen- sträucher und Warnungstafeln ver- sperrt, und nun darf sogar der Eigen- tümer, wenn er keinen Erlaubnischein vom Bürgermeisteramt hat, keine Wein- stur nicht mehr betreten. Die Traube ist jetzt, bis der Herbstausbruch die Lese festsetzt, sakrosankt. Nur der Bürger- meister selbst, der Herr Pfarrer und die Polizei- und Forstbeamten dürfen ohne förmlichen Ausweis in das Gebiet eindringen. Die Wacht darüber halten

die über die einzelnen Bezirke eingesezt- en Schützen, die mit der Finte im Arm hoch oben auf einem Aussichtspunkte stehen, wo zum Schutz gegen schlechtes Wetter eine kleine Hütte für die errichtet ist, oder die Wege abpa- trouillieren. So gefährlich auch die Finte aussieht, so ist sie doch nur für die Droffeln und Spagen bedeneht, die hier ihre ungebundenen Befuche abflatten. Ein blinder Schuß, der durch die blaue Stille über die sonnenbegoldeten grünen Hänge donnert, und erschreckt schwirrt und flattert es nach allen Rich- tungen auf.

Früher als seit vielen Jahren wer- den diesmal im Rheingau die Wein- berge geschlossen. Der Schluß findet statt, wenn die Trauben in die Reife übergehen, was sich durch die ausge- wachsene Form und bei den weißen Trauben durch die hellere Farbe, die sie dabei annehmen, anbeutet. Mag der heiße Sommer von 1911 sonst auch großen Schaden angerichtet haben — für den Winzer ist er zum Segen ge- worden. Wie in der Elbe, so find auch im Rhein und in der Mosel die „reden- den“ Steine gesehen worden, so zwi- schen Bacharach und Gauß die so- genannten „sieben Jungfrauen“, spize Felsen, die nur bei außergewöhnlichem Tiefstand des Stromes sichtbar werden, und zwischen Rüdesheim und Bingen der „Weinlein“, in den die große Wein- jahrzahl „1811“ gemeißelt ist.

Das Jahr 1911 verspricht also ein würdiges Jubeljahr zu werden. Als der „Weinlein“ im Jahre 1811 er- schien, wurde zu seinen Ehren ein gan- zer Dshf gebraten. Wie die Bacharach ihn in diesem Jahre feiern werden, steht noch dahin. Von Vitzig an der Mosel kommt die Kunde, daß dort eine gewisse tiefe Felsplatte zum Vorschein gekommen ist und es heißt: „Der Vitziger Stein bringt guten Wein“. Das letzte Mal kam dieser Stein in den 1840er Jahren in Sicht, und die Chronik des Trarbacher Kastens er- zählt, daß damals die Kastinogel- schaft mit geschmückten Rähnen und Wurst zu dem Stein gezogen kam, wor- auf die Felsplatte geöffnet wurde und eine dort von früher her eingemauerte Flasche, eine Ahtgebühndertelsterin, herausgeholt wurde. Es wurden zwei Stühle auf den kleinen Felsen über der Platte gestellt, darauf nahmen der ta- tholische und protestantische Pfarrer Platz, und nach einer feierlichen An- sprache wurde die Flasche ebenso feier- lich von den beiden Herren ihrer Be- stimmung zugeführt. Es gibt an der Mosel einen alten Winzerpruch: „Wenn der Fisch schwitzt und runzelt — der Weinbauer schmunzelt. Wenn die Schiffer machen lange Schnuten, dann gib's Guten.“ Nun, die Schif- fer auf dem Rhein haben sehr lange Schnuten in diesem Sommer gemacht. Fast ist sogar für den Winzer die Hitze in diesem Jahre zu groß gewesen. Siebenundsechzig Tage lang hinterein- ander ist im Rheingau kaum ein Tropfen Regen gefallen. Mehr als 45 bis 50 Grad Celsius verträgt auch der deutsche Weintod nicht auf die Dauer. Schon drohten die Trauben zu verwel- ken, die Blätter zu verbrennen, das „Achtweiter“ kam eben zu früh. Viele Weinbergbesitzer ließen schon Jähler mit Wasser auf die Fluren fahren, was sich aber der kleine Winzer wegen der damit verbundenen Kosten nicht leisten konnte. Da endlich kam der erlösende Witterungswechsel, und wenn es zur Bewässerung der Fluren auch noch weit reichlicher hätte regnen können, so nimmt das Auge doch überall den vor- züglichen Stand der Fluren wahr. Das die Trauben beschübende Laub ist lüppig, die Beeren sind zwar nicht sehr groß — eine Folge der Trockenheit — aber, soweit man schon zur Probe da- von kosten kann, sehr süß und auch ganz voll von der Gut, die sie einge- fogen haben. Infolge des vielen Regens, der in die letzte Zeit der Blüte fiel, drohte der verherende Wurm nach so viel vorangegangenen Mißjahren auch in diesem Jahre wieder und brachte den Winzer schon zur Verzweiflung. Thatsächlich hat der Wurm während der Blüte auch gerade Schaden genug angerichtet und die Ernte um keinen ge- ringen Theil vermindert. Zimmerbin sind ihm die Beeren durch die schnelle Reife „aus dem Munde gewachsen“, wie der Winzer sagt, denn wenn die Beeren genügend groß sind, kann der Wurm ihnen keinen Schaden mehr tun. Was der Juni der Rebe gescha- det hat, das haben Juli und August in dieser Hinsicht wieder reichlich gut ge- macht.

Besonders erfreulich ist, daß die un- gewöhnliche Hitze auch die Puppen des Wurms vernichtet zu haben scheint, was dem Winzer auch für die nächsten Jahre zugute zu kommen verpricht, vorausgesetzt, daß er in der Bekämp- fung des Wurmes durch Anwendung der vielen ihm dafür an die Hand ge- gebenen Mittel nicht nachläßt. Auch die verschobenen Reifbartheiten, wie Peronospora, Oidium, Gelbsucht sind durch die Hitze zum Verschwinden ge- bracht worden. Allerdings soll man den Tag nicht vor dem Abend loben. Auch im Jahre 1901 lagen die Aus- sichten für die Lese zu Ende August so günstig wie heuer, dann aber kam lan- ger Regen und verbarb wieder alles. Die außerordentliche Wärmeauffe- cherung jedoch, mit der der Boden ge- fättigt ist, rückt diese Befürchtung we- nigstens in eine tröstliche Ferne. Was die Menge betrifft, so rechnet man nach dem jetzigen Sta. d auf einen halben

Herbst, das ist für den Morgen ein hob- bes „Stüd“, also fünf bis sechs Hektos- liter (ein Hektoliter etwa 26 Gallonen). Wie eifrig auf den „Reuen“ schon ge- wartet wird — denn im Handel herrscht infolge der vielen vorangegangenen Mißernten Weinnot — ergibt sich aus den vielen Angeboten, die der Handel jetzt schon vor der Ernte macht. Hoffen wir, nicht nur zum Besten der Winzer, für die ein gutes Weinjahr die Rettung aus großen Nöten wäre, sondern auch im Namen aller frohen Zecher, daß wir auch in diesem Jahrhundert einen Elfer bekommen, so ruhmreich wie der Elfer im vergangenen.

Heinrich Lee.

Zur Bekämpfung der Schlaflosig- keit.

Das beste Mittel gegen Schlaflosig- keit war bisher das, das jener Zrlän- der einem Freunde, der durchaus nicht schlafen konnte, empfahl: „Leg' Dich schlafen und den! nicht ans Schlafen!“ Wie schlafen wir? Wie schläft die Natur unser Bewußtsein ein? Zu allererst schlägt sie die Zentren unseres Körpers, von denen aus unser Muskel- system regiert wird, in ihren Bann, und zwar so, daß eine Muskelgruppe nach der anderen allmählich ihre Thä- tigkeit einstellt. In regelmäßiger Folge reihen sich dann die verschiedenen Geisteskräfte ihnen an. Die Aufmerk- samkeit und die Urtheilskraft vertie- ren wir zunächst, dann schwindet das Gedächtniß und die sich selbst überlas- sene Einbildungskraft wandert ins Wei- te. Je näher der süße, lebenspen- nende Schlaf rückt, desto weniger be- herrschen Zeit und Raum die Geban- ken. Dann kommen die Sinne an die Reihe, das Gesicht macht den Anfang, — die Augenlider schließen sich, und der Augapfel dreht sich nach oben und nach innen, als wolle er vor dem Lichte flüchten.

Sobann folgen die Ohren — das Gehör schwindet. Das Herz schlägt langsamer und der Athem geht ruhiger. In der Nacht macht das Herz in der Minute weniger Schläge als am Tage, und das Athmen ist nicht nur langsa- mer, sondern auch weniger tief, als wenn wir wachen. Allmählich hat der Schlaf über die Natur gefiegt und alle Sorgen sind vergeffen. Der erste Schlaf ist der gesündeste; nach der ersten Stunde läßt der Schlaf allmählich nach, daher auch das angenehme und fräftigende des beliebten „Miertel- stündchen“ nach Tisch. Ueber die Dauer des Schlafes kann man keine bestimmten Regeln aufstellen. Män- ner brauchen in dessen weniger Schlaf als Frauen. Der Schlaf sollte gerade so lange dauern, daß wenn man sich morgens nach dem Erwachen gebent und gestreckt hat, man sich dann frisch genug fühlt, an das Tagewerk zu ge- hen.

Wie wichtig ein gesunder Schlaf ist, mag man aus der zuverlässigen An- gabe entnehmen, daß fünf Nächte, die ohne jeden Schlaf verbracht werden, den Tod herbeiführen können, und zwei solcher Nächte bereits genügen, um Halluzinationen, Gedächtnis- schwäche und allerlei andere Beschwer- den herbeizuführen. Die Schlaflosig- keit gibt zu erkennen, daß im menschl- ichen Körper etwas nicht ganz in Ord- nung ist — was aber, pflegt nicht im- mer ganz klar zu sein. Wer einen ge- sunden Schlaf haben will, der thut gut, dem Vorgeben der Natur bei der Be- stäubung des Bewußtseins zu folgen, und Mittel hierzu gibt Dr. Brnce in einer englischen wissenschaftlichen Zeit- schrift an. Nach ihm ist vollkommene Ruhe aller Muskeln wesentlich, wenn Schlaf kommen soll. Nicht denken wollen, heißt gerade, den Geist zum Denken antegen. Die Zentren der Bewegung und seine Aufmerksamkeit suche man außer Thätigkeit zu setzen, dann wird der Schlaf schon von selbst sich einstellen.

Folgendes soll man nach dem Rathe des englischen Arztes tun: Im Bette nehme man die möglichst bequemste Lage ein, das ist gewöhnlich die auf der rech- ten Seite; die Knie halte man ein klein wenig gebeugt; dann schließe man die Augen.

Dann suche man noch andere Mus- keln einzuschlafern, und zwar die der Füße, Beine, Schenkel und Arme; man stelle sich vor, daß diese Gliedma- sen schwere Gevichte sind, die auf dem Bette lasten, und ferner bilde man sich ein, daß die Augen ins Weiße nach dem fernem Horizont starren. Bald wird die Aufmerksamkeit ermatien, das Dunkel aufhören und statt, daß die Einbildungskraft ungezügelt sich selbst überlassen bleibt, wird sie sich auf et- was beruhigendes richten, und der Schlaf wird bald kommen.

Einem vom „Kriegsschauplay“ ab- gesandten Telegramm zufolge haben die Türken ein italienisches Schlacht- schiff, das noch gar nicht gebaut ist, in den Grund geböhrt. Solch bedauerliche Versehen sind eben nur „in der Hitze des Gefechts“ denkbar.

Die italienische und die türkische Ar- mee stehen sich kampferüftet gegen- über. Sie können aber zusammen nicht kommen, die Wasser sind viel zu tief.

Manchem Menschen ist es beschieden, sich an tauben Nüssen die besten Zähne auszubereiten.